

Ulrich Schwab: Kirche als Prozess¹

Die Frage nach der Relevanz der TZI in kirchlichen Handlungsfeldern ist Thema dieses Beitrags. Ich möchte sie in einige Teilaspekte zerlegen. Zunächst frage ich danach, seit wann sich die Kirche mit TZI beschäftigt und inwiefern es Sinn macht, von „Kirche als Prozess“ zu reden. Danach diskutiere ich die Relevanz von TZI in kirchlichen Handlungsfeldern. Zum Schluss befasse ich mich mit der Frage, ob Kirche und TZI sich auch als ein gemeinsamer Prozess verstehen können.

Biografische Bezüge

Mein persönlicher Hintergrund ist folgender: Ich war evangelischer Gemeindepfarrer in Bayern und hatte 1995–2001 den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Philipps-Universität Marburg inne. Seit 2001 bin ich an Ludwig-Maximilians-Universität in München und bin hier zuständig für die religionspädagogische Ausbildung angehender Pfarrerinnen und Pfarrer und Religionslehrerinnen und Religionslehrer. Nach einer gruppenspezifischen Ausbildung 1988–91 begann ich 1998 die Ausbildung in TZI, die ich 2004 mit dem Diplom abschloss. Kirche und TZI, das gehört für mich biografisch also schon eine ganze Weile zusammen. Im folgenden geht es mir nun um die Frage, ob dies auch theoretisch zusammen passt.

In der Zeit meines Vikariats (2. Phase der Ausbildung zum Pfarrer) kam ich zum ersten Mal in Kontakt mit TZI. Ich hatte das Glück, einem Lehrpfarrer zugeteilt zu werden, der selber schon eine Reihe TZI-Kurse besucht hatte. An der Universität hatte ich zuvor kein einziges Mal davon gehört. Ich war fasziniert von der scheinbaren Leichtigkeit, mit der dieser Gemeindepfarrer seine Gesprächsgruppen leitete. Und es waren keine leichten Gesprächsgruppen, die er da jede Woche neu im Rahmen der Kursseelsorge zusammen stellte. Das wollte ich auch lernen! In meiner früheren beruflichen Tätigkeit als Gemeindepfarrer wie heute als Hochschullehrer erlebe ich TZI als große Hilfe für meine Arbeit mit Seminargruppen. Freilich ist es nicht immer einfach, Studierende auf den Pfad des lebendigen Lernens zu locken. Da gibt es viele Ängste und Blockaden, die noch verstärkt werden durch eine Ausbildungsstruktur, die bis heute eher textorientiert als subjektorientiert aufgebaut ist. Doch das ist ein anderes Thema. Ich selber arbeite jedenfalls mit Lust und Laune TZI-gemäß innerhalb und außerhalb der Universität und möchte diese Art und Weise der Gruppenarbeit nicht mehr missen. Die Arbeit an der Person soll dabei das Textstudium nicht ersetzen – davon kann

keine Rede sein. Aber ich glaube doch, dass das Studium der Texte erst dann so richtig Frucht trägt, wenn das Wissen nicht neben der Person abgestellt wird, sondern es zu einer lebendigen Verbindung von Sachwissen und Person im Kontext einer sozialen Struktur kommt. Dafür arbeite ich und dabei ist mir die TZI eine große Hilfe.

Neuorientierung in Theologie und Kirche: Hin zum Menschen

Dass ausgerechnet die Kirche – und noch dazu die Evangelisch-Lutherische in Bayern – für mich zum Entdeckungsort der TZI geworden ist, ist allerdings so selbstverständlich nicht. Die klassische lutherische Pastoraltheologie sah keinen Besuch eines TZI-Kurses vor. Ganz im Gegenteil: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts orientierten sich kirchliche Arbeitsweisen eher wieder an der Dogmatik als an den Humanwissenschaften. Ich will das hier im Einzelnen nicht ausführen, sondern nur darauf hinweisen, dass es die 60er und 70er Jahre des letzten Jahrhunderts waren, in denen sich kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für solche Arbeitsweisen wie TZI erstmals öffneten.

Während in den Jahrzehnten vorher durch die Theologie vor allem das Bedürfnis nach einer klaren theologischen Profilierung kirchlicher Arbeit zum Ausdruck gebracht wurde – und dies vor allem auf dem Weg einer scharfen Abgrenzung zur „Welt“ geschah –, kommt in der evangelischen Theologie der Folgezeit wieder stärker der Wunsch nach einer Vernetzung und Kooperation kirchlicher und gesellschaftlicher Handlungsweisen zum Vorschein. Wegweisend dafür waren Anregungen aus den USA und den Niederlanden. Für die deutsche Rezeption der neuen Hinwendung zum Menschen (und seiner Gruppen) ist Dietrich Stollberg² ein vorzügliches Beispiel. Stollberg, in den 60er Jahren Assistent am Lehrstuhl für Praktische Theologie in Erlangen (Kurt Frör), verstand schon damals Kirche als „Kommunikationsprozess“ und fragte danach, wie die gruppenspezifischen Grundregeln hilfreich in kirchlichen Kontexten Anwendung finden könnten.

Diese Bewegung hin zum Menschen hat bis heute in der Theologie reichlich Früchte getragen, vor allem auch deshalb, weil sie die selbst konstruierte Sonderexistenz der Kirche in der Gesellschaft – nicht zuletzt ein Erbe des Kirchenkampfs im Dritten Reich – abbauen half. Ob in der

Seelsorgebewegung oder in einem an den Schülerinnen und Schülern orientierten Religionsunterricht – die Hinwendung zu den Menschen hat sich m. E. gelohnt. Es sind dabei ganz neue Anfragen an die Theologie entstanden, sei es zum Beispiel die Frage nach der fragmentarischen Biografie³ oder die Frage nach einer Ästhetik des Religiösen⁴. Freilich sind wir auf diesem Wege aber auch stärker als früher in die Gefahr gerückt, Glaube und Religion zu sehr gleichzusetzen. Nicht alles, was eine religiöse Dimension besitzt, ist deshalb schon im Sinne des Evangeliums. Hier geben uns manche weltanschauliche Neulehren ein erschreckendes Beispiel. Aber auch im interreligiösen Gespräch gilt es, die Geister zu prüfen. An dieser Stelle behält die „Dialektische Theologie“ Karl Barths als theologische Religionskritik ihr bleibendes Recht.⁵

Heute: Vor einer funktionalen und pragmatischen Wende?

Fragt man nun nach der gegenwärtigen Relevanz eines solchen gruppenbezogenen Ansatzes, wie es die TZI darstellt, für kirchliche Handlungsfelder, so muss die Antwort darauf zwiespältig ausfallen. Einerseits hat die TZI auch in den Kirchen viel in Bewegung gebracht, hat wichtige Prozesse initiiert, indem sie von einer Arbeit „an den Menschen“ zu einer Arbeit „mit den Menschen“ anleitete. Von daher wundert es nicht, dass bis heute viele Diplomierte und Graduierte aus dem kirchlichen Bereich stammen. In den letzten Jahren sind nun aber vermehrt auch Stimmen laut geworden, die ein prozess- und personorientiertes Arbeiten ablehnen und statt dessen lieber in Anlehnung an funktionale oder systemtheoretische Modelle handeln möchten. In einem solchen Ansatz wird das Subjekt eher als Quelle von unerlaubten Subjektivierungen gesehen. So soll etwa für die Berufsrolle des Pfarrers allein dessen professionelle Funktionalität und nicht seine Subjektivität leitend sein.⁶ Praktische Theologie wird so gedacht, dass der Subjektgedanke dabei keine eigenständige Rolle spielt.⁷ Auch die TZI steht bei heutigen Kolleginnen und Kollegen – ich deutete es bei den Studierenden bereits an – nicht mehr so im Zentrum des Interesses, wie das vielleicht noch vor 15–20 Jahren der Fall gewesen sein mag. Der Trend geht eher zu pragmatischen Handlungskonzepten, etwa im Sinne einer Check-Liste, die es – fast möchte ich sagen: mechanisch – abzuarbeiten gilt, damit man perfekt vorbereitet ist. Die ideale Gruppe scheint dann garantiert zu sein.

Der Wunsch nach einer Abgrenzung der eigenen Person von den Bedürfnissen des Berufs ist wieder viel stärker geworden. Die Person gilt als Bereich des Privaten, den man vom beruflichen Feld fernhalten möchte. Das hat schon auch seine Berechtigung, und nicht zuletzt raten wir auch in der TZI zu selektiver Authentizität, wenn es darum geht zu klären, wie viel ich von meiner eigenen Person in den Gruppenprozess einzubringen bereit bin. Aber die Leitvorstellung von der möglichst „subjektlosen“ Pfarramtsführung macht mich doch auch nachdenklich, nicht zuletzt, weil hier längst überwunden geglaubte Autoritätsstrukturen neu auftauchen. Funktionale Macht tritt gerne mit einem „naturwüchsigen“ Autoritätsanspruch auf, weil sie sich systemimmanent als notwendig begreift. Mit einem nur auf die Notwendigkeiten seiner Berufsrolle pochenden Pfarrer kann man nicht streiten, weil man an die Person desselben gar nicht herankommt. Wer aber nicht miteinander streiten kann, der kann sich auch nicht miteinander weiterentwickeln.

Subjektorientierung – Religion – Kirche

Es war Henning Luther, der in den 80er und 90er Jahren mit Vehemenz darauf hingewiesen hat, dass Religion eine subjektorientierte Perspektive braucht, wenn sie Relevanz gewinnen will.⁸ Gegenüber einer sich nur funktional begreifenden Dogmatik machte er damit die Laienperspektive stark und erinnerte die Theologie daran, „dass die einzelnen Subjekte nicht (nur) Empfänger theologischer Lehre sind, sondern selbständige und kreative Produzenten religiösen Denkens“.⁹ Ich möchte diesen Ansatz im Folgenden auf mein Verständnis von Kirche ausweiten und ein solches subjektorientiertes Kirchenmodell entwerfen, welches dann Anknüpfungsmöglichkeiten mit TZI entwickeln kann.

Zum theologischen Verständnis von Kirche

Unser heutiges Verständnis von Kirche hat viele Wurzeln. Da gehören die dogmatischen Bestimmungen genauso dazu wie historische Entwicklungslinien und persönliche Erfahrungen. Fragen wir zunächst einmal danach, worin sich das reformatorische Verständnis von der römisch-katholischen Linie bewusst absetzen wollte, so sind wir sofort beim Menschen als Subjekt des Glaubens: Bedingt durch seine Christologie steht bei Luther ganz stark der Mensch und sein Glaube im Mittelpunkt seines



Denkens. Die Erlösung wird nicht mehr abgesichert durch den Schatz der Kirche, wie dies die römisch-katholische Position bis heute kennzeichnet, sondern die Erlösung wird zugesagt im Glauben des Einzelnen an Christus als den Herrn. Für Luther war die entscheidende Frage die nach dem persönlichen Glauben, durch den und in dem die von Gott gewirkte Rechtfertigung angenommen wurde. Gott stiftet in der Rechtfertigung durch die Erlösungsthat Christi Gemeinschaft zwischen sich und den Menschen. Darin ist dann auch der Grund für die Gemeinschaft untereinander gelegt, die sich dann als Kirche manifestiert. Das ist gemeint, wenn Luther einmal im Traktat von der Freiheit eines Christenmenschen sagt, dass ein jeder dem anderen zu einer Art Christus werden solle.¹⁰ Es ist der Glaube, der nach Luther die „congregatio sanctorum“ bewirkt.

Zu helfen, dass dieser Glaube erlangt wurde, darin sah Luther die wesentliche Aufgabe der Kirche, so dass in der Confessio Augustana¹¹ (CA VII) formuliert wurde, Kirche ist da, wo das Wort rein gepredigt und die Sakramente in rechter Weise ausgeteilt werden. Denn beides

ist nach Luther mit der Zusage des Evangeliums verknüpft und beides ist notwendig für den Glauben. Und nur darum geht es.

Wenn wir uns über unser theologisches Verständnis von Kirche unterhalten, dann geht es also zunächst um die Frage, was die Kirche bewegt, was sie trägt und was in ihr wirkt: All das ist eine Frage der DYNAMIS, der Kraft, die sich hier ereignet. Darauf kam es Luther wesentlich an und darin liegt m. E. bis heute die Stärke des kleinen, aber theologisch ungemein wichtigen protestantischen Artikels von der Kirche. Kirche ist theologisch gesehen etwas, das sich ereignet. Ihre Gestalt hat diesem Ereignis dienlich zu sein – aber eine eigene theologische Qualität kommt der jeweiligen Gestalt von Kirche deshalb nicht zu. Im Gegenteil: Die Gestalt von Kirche hat diesem Ereignis (wir könnten auch sagen – dem Prozess Kirche) dienlich zu sein.

Kirche als Ereignis und Institution

Hier könnte ich eigentlich schon aufhören, denn theologisch gibt es über CA VII hinaus nicht viel Wesentliches zur Kirchenlehre im reformatorischen Sinne zu sagen. Aber Luther selbst hat sich über die theologische Definition von Kirche hinaus noch ganz anders mit Kirche beschäftigt. Er hat natürlich auch viel Zeit darauf verwendet, über eine sinnvolle Organisationsstruktur von Kirche nachzudenken. Aber diese Fragen hatten für ihn keine theologische Qualität, sondern waren eher pragmatischer Art. Deshalb waren sie nicht unwichtig. Aber Luther hat uns den Weg freigelegt, die Kirche nicht als Heilsmysterium verstehen zu müssen, die in ihrer Gestalt unantastbar wäre. Kirche ist im Protestantismus vor allem ein Ort des gemeinschaftlichen Feierns und der Bildung im Sinne der Weitergabe der Tradition, die auf das Evangelium zurückweist. Kirche sichert so die Weitergabe von Wort und Sakrament. Genau das ist im soziologischen Verständnis die Geburt einer Institution: Institutionen sichern die Dauerhaftigkeit eines sozialen Prozesses ab unabhängig von Einzelpersonen (Max Weber). Der institutionelle Charakter von Kirche sorgt dafür, dass das Ereignis sich ereignen kann – er ist aber keine Garantie dafür. Trotzdem wird man in unserer hochinstitutionalisierten Gesellschaft gut daran tun, auch an der Kirche als Institution festzuhalten. Es ist keine Verfallsgeschichte, wenn man den Weg der Kirche hin zur Institutionalisierung beschreibt. Wäre sie diesen Weg nicht gegangen, hätte sie nicht bestehen können. Es war wichtig, dass die Kirche Ämter ausbildete, dass sie sich auf

ihren „Kanon“ einigte, dass sie klärte, wie Streitfragen zu schlichten seien.¹² Es liegt auch an ihrem institutionellen Charakter, wenn Kirche in der Gesellschaft ein großes Maß an Vertrauenswürdigkeit genießt. Diese Vertrauenswürdigkeit ist von eminenter Bedeutung für unsere gesamte Arbeit. Wenn sie verloren geht, ist damit eine wesentliche Basis kirchlicher Arbeit verloren gegangen.

Kirche als Prozess

Wenn unser Verständnis von Kirche also getragen ist von den zwei Polen „Ereignis“ und „Institution“, und wenn die Formen, in denen diese zwei Pole Gestalt gewinnen, stets neu zu bestimmen sind, dann können wir von einem Prozess Kirche reden, weil unser Verständnis von Kirche darauf zielt, dass sie nicht stillsteht, dass wir nicht die absolute Form irgendwann einmal erreicht haben, sondern dass es hier auf eine permanente Entwicklung ankommt, die nicht immer einfach, letztlich aber von der Sache her geboten ist. Das Entscheidende ist also der kontinuierliche Prozess im Sinne eines „semper reformandum“ der Gestalt von Kirche. Damit drehen wir unser Fähnlein nicht einfach bloß nach dem Wind, wie Kritiker immer wieder meinen. Das prozesshafte Verständnis von Kirche gehört notwendig zur theologischen Grundlegung einer protestantischen Ekklesiologie mit hinzu. Es bleibt dabei: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ (Hebr 13,14). Eine lebendige evangelische Kirche ist eine prozesshafte Kirche, die sich immer wieder aufmacht zu neuen Ufern.

Die Balance, die es dabei zu halten gilt, findet sich zwischen Ereignis, Institution und dem Evangelium, das uns letztlich als unser „Thema“ im Prozess leitet. Es ist ein zielgerichteter Prozess – theologisch gesprochen sind wir mit und durch die Kirche unterwegs zum Reich Gottes, welches in dieser Welt dereinst anbrechen wird. Wir haben eine Richtschnur, um derentwillen der Prozess Kirche in Bewegung bleibt auf dieses Ziel hin. Und dieser Prozess findet mitten in dieser Welt und mit dieser Welt statt – nicht gegen sie und nicht ihr entgegen. Die Welt ist unser Globe, von dem auch die Kirchen ein Teil sind, der uns im Großen wie im Kleinen beeinflusst, der nicht immer, aber immer wieder sich in den Vordergrund drängt und um dessentwillen – und das sollten wir wahrlich nicht vergessen – letztlich das Evangelium in die Welt gekommen ist!

Auch Christof Bäumler bediente sich zur Beschreibung kirchlicher Handlungsvollzüge des Prozessbegriffs.¹³ Für

Bäumler war dabei wichtig, die jeweilige Gemeindepraxis als ein Moment in einer geschichtlichen Entwicklung zu begreifen. Die Struktur einer Gemeindegliederung hängt nie allein an gegenwärtigen Bedingungen, sondern trägt in sich immer auch das Zeichen einer Tradition vor Ort. Dass die Kirchengemeinden einer Region eher von einer biblizistischen Frömmigkeit geprägt sind, während eine andere Region eher liberal eingestellt ist, das sind ja in der Regel keine Entscheidungen, die bewusst gefällt werden, sondern Entwicklungslinien, die eine lange Geschichte haben. Das heißt aber auch nicht, dass wir dieser Prägung hilflos ausgeliefert sind. Vielmehr wäre es nach Bäumler ein vorrangiges Ziel einer kommunikativen Gemeindepraxis, die Entwicklung einer Gemeinde nicht nur als andauerndes Voranschreiten im Sinne eines unreflektierten Progresses zu verstehen, sondern als einen Prozess, an dem Amtsträger und Gemeindeglieder als Subjekte ihrer Praxis gemeinsam beteiligt sind. Diesen Prozess Gemeinde, innerhalb dessen eine Gemeinde sich ihrer Traditionen bewusst wird und innerhalb dessen dann eine gemeinsame Zukunftsperspektive entwickelt wird, versteht Bäumler als einen konstruktiven Konflikt, der näherhin als Aushandlungsprozess von Grundbedürfnissen verstehbar ist. Lebendige Gemeinden zeichnen sich also dadurch aus, dass sie geprägt sind von Interessenskonflikten, die es auf faire Art und Weise auszuhandeln gilt.

Kirchliche Realität: Gruppen- und Interessenkonflikte

Dem steht allerdings in der Praxis vieles im Wege. Da gibt es zunächst einmal sehr unterschiedliche Gruppen innerhalb dieses Prozesses: Die normalen volksgemeinlich geprägten Gemeindeglieder, die Kirche „von Fall zu Fall“¹⁴ brauchen, die von diversen milieubezogenen Lebensstilen geprägt sind und für die Kirche nur sehr bedingt immer schon als „Heimat“, eher schon als „Fremde Heimat“¹⁵ wahrgenommen wird. Dann gibt es den Kreis der Ehrenamtlichen, der in der Regel vertrauter mit den kirchlichen Strukturen vor Ort ist, der aber deswegen keineswegs homogen sein muss. Da gibt es vielleicht die Frauen der Mutter-Kind-Kreise, die neu hinzugezogen, andere Interessen haben könnten als alteingesessene Kirchenvorstände, da gibt es an Angeboten einer zeitgemäßen Erwachsenenbildung Interessierte und solche, die es mit einem Bibelkreis gut sein lassen, usw. Und es gibt den Kreis der Hauptamtlichen, der sich schon lange nicht mehr nur auf Pfarrerin-

nen und Pfarrer bezieht und in dem es ebenfalls auch interne Interessenskonflikte geben kann. Kompetenzstreitigkeiten, Akzeptanzprobleme, Rivalität und unterschiedliche inhaltliche Interessen prallen hier aufeinander. All das macht den Interessenausgleich so leicht nicht!

Während ich dies alles so aufliste, überkommt mich ein hilfloses Gefühl der Unüberschaubarkeit – wie soll man es all diesen unterschiedlichen Gruppen Recht machen? Das ist doch ein unendlich überforderndes Vorhaben! Der Umgang mit Interessenskonflikten führt schnell zu einem Gefühl der Hilflosigkeit – vor allem, wenn man es selbst allen gerecht machen will. Hier habe ich viel von der TZI profitiert, indem ich gelernt habe, dass nicht ich es allein Recht machen muss, sondern – ganz in Übereinstimmung mit dem Bäumlerschen Modell einer subjektorientierten Gemeindeentwicklung als Prozess – dass diese Aushandlungsprozesse von allen daran Beteiligten zu führen sind und alle dafür Verantwortung tragen. Vertrau der Stärke deiner Gruppe! Freilich fällt so etwas nicht leicht. Mit der Stärke der Gruppe arbeiten bedeutet, einen Vertrauensvorschub zu leisten, damit sich neue Perspektiven entwickeln können. Wer alles nur immer an der eigenen Person festmacht (und vielleicht ja auch gut festmacht), der darf sich nicht wundern, wenn seine Gruppe nie selbständig laufen lernt!

Die „lebendige Kirche auf dem Weg“ – Ziel und Praxis

Also: Ich wünsche mir keine Kirche ohne Konflikte, sondern eine lebendige Kirche, die sich auf den Weg macht. Ich wünsche mir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die dahingehend geschult sind, dieses Sich-gemeinsam-auf-einen-Weg-machen nicht im Sinne eines „Alle mir nach!“ zu begreifen, sondern die in der Lage sind, solche Prozesse im Hinblick auf wachsende Selbständigkeit hin zu strukturieren.

Kann TZI hier einen hilfreichen Beitrag leisten? Für einen Anfänger stellt sich TZI oft als diffus dar, weil er das Gefühl hat, er müsse in seinem Leitungsverhalten die Fäden, die er so mühsam zusammen hält, gleich wieder aus der Hand geben. Umgekehrt ist es für manche TZI-Graduierte im Kurs gar nicht so einfach auf den Punkt zu bringen, worin TZI-gemäßes Leitungsverhalten letztlich besteht. Hat man es erklärt, so entsteht oft der Eindruck von „Und das ist alles?“ Einzelne methodische Vorgehensweisen mögen dabei wichtig sein, letztlich entscheidend aber für gutes Leiten gerade in Konfliktsitua-

tionen ist in der TZI die Haltung eines Gruppenleiters zur Gruppe: Im Hinblick auf den Umgang mit den anderen, mit der gestellten Aufgabe und – last but not least – auch im Hinblick auf den Umgang mit sich selbst, den eigenen Wünschen und Blockaden, die man natürlich überallhin mitnimmt, die aber gerade altruistisch eingestellten Menschen wahrzunehmen oft so schwer fällt! Einen solchen Umgang miteinander, der im wie auch immer näher zu bestimmenden Prozess die Balance zwischen verschiedenen Interessen hält, lernt man freilich nicht anhand eines Wochenendseminars, auf dem man eine Check-Liste mit den berühmten 10 Punkten bekommt. Haltungen, wenn sie nicht nur Fassade sein wollen, entwickeln sich langsam und es bedarf dazu vor allem auch einer barmherzigen Einstellung gegenüber dem eigenen Ich! Das ist für mich eine große Stärke der TZI, dass sie auf langfristige Lernprozesse dringt, damit sich Haltungen allmählich entwickeln können.

Strukturanpassungen gemeinsam tragen

Wer die Lage unserer beiden großen Kirchen in Deutschland gegenwärtig betrachtet, der kommt schnell zu der Einsicht, dass wir schwierige Verhandlungen über Finanzfragen bereits hinter uns haben – und noch viel schwierigere Verhandlungen über Finanzdefizite vor uns. Mittelfristig werden wir nochmals auf 30% des heutigen Kirchensteueraufkommens verzichten müssen. Da werden in der notwendigen Umgestaltung kirchlicher Arbeitsfelder natürlich auch neue Machtfragen entstehen. Wer setzt sich mit seinem Arbeitsfeld gegenüber anderen durch, wer hat die „stärkeren Bataillone etc.? Für die Zukunft der Kirche ist es m. E. nicht allein entscheidend, wer sich mit welchem Modell auch immer durchsetzen wird. Viel wichtiger als die Strukturanpassung an den engeren finanziellen Rahmen wird es sein, wie wir in diesen harten Interessenskonflikten miteinander umgehen werden. An dieser Stelle wird die Glaubwürdigkeit der Kirche gewinnen oder verlieren – und es wäre gut, wenn wir darauf vorbereitet wären.

In der TZI kann man lernen, dass Leitung immer auch Ausübung von Macht bedeutet – wenn sie das nicht tut, wird es nicht lange dauern und jemand anderes übernimmt die Macht. Es geht also sehr wohl darum, an der Leitung zu partizipieren und nach Möglichkeiten zu suchen, in Synoden, Kirchenvorständen und anderen Gremien Einfluss zu nehmen. Aber es geht nicht allein darum, den Sieg davon zu tragen. Das wäre wahrhaft ein Phyrus-Sieg. Sondern es geht darum, eine neue Perspek-

tive zu entwickeln, die als gemeinsames Ergebnis der daran Beteiligten präsentiert werden kann. Das ist die uns gestellte Aufgabe, die letztlich nicht durch Kampfabstimmungen zu lösen sein wird, sondern durch den Aufbau von Vertrauen und Solidarität. Das verstehe ich unter einer kommunikativer Praxis im Prozess Kirche!

Kirchliches Handeln als pädagogisches Handeln

Kirchliches Handeln ist in vielen Bereichen natürlich auch pädagogisches Handeln. Auch hier hat TZI eine besondere Relevanz. Wiederum ist dabei festzustellen, dass es nicht so sehr um die Methodenwahl geht. In pädago-



gischen Prozessen ist das eigene Leitbild von der Rolle als Pädagogin oder Pädagoge von besonderer Bedeutung. Dabei können ganz verschiedene Leitbilder eine tragende Rolle spielen: Der standhafte Mann der Kirche am Ort, der Schule, der freischaffende religiösen Künstler, die fürsorgliche Mutter, der zornige Prophet, die auf Leistung achtende Erzieherin, die umsichtige Begleiterin eines Lernweges u. v. m. Solche persönlichen Leitbilder entstehen immer im Rahmen komplexer biografischer Prozesse und sind deshalb letztlich auch gar nicht so schablonenhaft, wie es hier den Anschein hat, sondern

höchst individuell. Diese Bilder stehen damit im Zusammenhang mit den je individuellen Biografien. Damit die Leitbilder stimmig sind, müssen sie uns zuwachsen, müssen mit unserer Biografie in Zusammenhang stehen und können nicht nur rational gewählt werden.

Auf der anderen Seite wird ein solches Leitbild auch nur dann stimmig sein, wenn es eingebunden ist in den ganzen Facettenreichtum der eigenen Person. Der große Münchner Pädagoge Aloys Fischer (1880–1937) hat die Frage nach dem, was ein Lehrer sei, einmal so beantwortet: „Der Lehrer ist nicht nur Lehrer, er ist nicht das ausgeklügelte Buch einer Rein-Konstruktion lediglich der Berufsseele, er ist ein Mensch mit allen Eigentümlichkeiten, Schwächen und Größen einer vielbewegten Persönlichkeit; er hat oder gewinnt dadurch Lebensinhalte, Interessen, Beschaffenheiten, die nicht ad usum muneris von der Natur gedacht sind.“¹⁶ Pädagoginnen und Pädagogen sind „Menschen mit allen Eigentümlichkeiten“ und haben als solche eine eigenständige Persönlichkeit.

Mut zur eigenen Persönlichkeit

Dabei ist es keineswegs so leicht, zur eigenen Persönlichkeit zu stehen. Vielmehr ist das ein ebenso wichtiger wie schwieriger Lernprozess. Der Erziehungswissenschaftler Horst Brück hat dazu einen grundlegenden Beitrag geschrieben mit dem Titel: „Die Angst des Lehrers vor seinem Schüler“.¹⁷ Im Eingangsteil schreibt Brück dazu: „Die Frage nach der Person des Lehrers und des Schülers, die Frage danach, was sie miteinander oder gegeneinander als Personen machen, entscheidet aber letztendlich darüber, was sie aneinander bewirken.“¹⁸ Hier wird auf psychoanalytischer Grundlage herausgearbeitet, wie die Anteile der eigenen Persönlichkeit den Unterricht mit lenken – manchmal auch gegen die eigenen didaktisch-methodischen Entscheidungen. Brück zeigt z. B. auf, dass es eine Grundangst vor der eigenen Autorität gibt – vor dem Mut davor, den anderen etwas beibringen zu wollen. Das zeitigt gravierende Folgen: „Der scheinbare Verzicht auf angemessene zuzufügende Autorität legt unterrichtliches Scheitern an und ergibt – so begründet – Situationen einschlägiger Handlungsunfähigkeit. Unter dem Druck, dennoch handeln zu müssen, wird die gleichsam verzichtete Autorität ... gewaltförmig in geballter Weise, eruptiv und erschreckend nachgeholt: der Verzicht auf Autorität befördert so letztlich Gewalt.“¹⁹ Es ist ein oft vernachlässigter, aber durchaus wichtiger Teil der Selbstwertschätzung von Lehrerinnen

und Lehrern, dass sie sich selbst eine solche Lehr-Autorität zugestehen. Wer andere etwas lehren möchte, muss sich dies auch trauen – und dazu gehört allemal die Überzeugung, etwas Wichtiges vermitteln zu wollen. Den anderen etwas zuzumuten, wird so auch zu einer Zumutung an mich selbst. Gestehe ich mir eine solche fordernde Rolle zu, oder habe ich innerlich große Angst davor und verschleierte deshalb meine Zumutungen durch besonders liebes oder besonders aggressives Auftreten?

In vielfacher Weise geht es in der TZI darum, diesen Mut zur eigenen Persönlichkeit zu lernen. Die Persönlichkeit eines Menschen entfaltet sich freilich und kann nicht einfach anezogen werden. Das ist wohl wahr. Aber wir können doch Rahmenbedingungen schaffen, die hilfreich dafür sind, dass jemand den Mut zur eigenen Persönlichkeit entwickelt. Schon im Studium muss Bildungsziel die *Verknüpfung des Wissens mit der eigenen Person* sein. Die Theologie muss *meine* Theologie werden und über meine Theologie muss ich gesprächsfähig werden und muss mich auch trauen, dazu zu stehen. Das ist mitnichten einfach.

Neben der integrativen Verknüpfung von Wissen muss aber auch soziale Kompetenz eigens eingeübt werden. Persönlichkeit entwickelt sich in sozialen Kontexten. Ich finde, es gehört heute zu den notwendigen Berufskompetenzen hinzu, mit solchen sozialen Prozessen frühzeitig umgehen zu können. Das bedeutet nicht, dass ich lernen muss, mich „ganz anders“ zu verhalten. Es bedeutet aber sehr wohl, dass ich mein eigenes Verhalten reflektieren kann und dadurch auch mehr soziale Handlungsfähigkeit erwerbe. In der TZI heißt das: Es geht um den Abbau blockierender Ängste, um die Arbeit an meiner eigenen Person im Hinblick auf die Entfaltung meiner inneren „chairperson“. Um anderen zu Mündigkeit durch Bildungsprozesse zu verhelfen, brauche ich auch selbst innere Freiheit. TZI ist hier von hoher Relevanz!

Kirche und TZI – Passungen

Bisher haben wir überlegt, wie TZI in den kirchlichen Handlungsfeldern und Arbeitsweisen fruchtbar eingesetzt werden kann. Zum Schluss möchte ich nun noch der Fragestellung nachgehen, ob kirchliches Handeln und TZI auch innerlich zusammenpassen, ob wir also z. B. von einer ähnlich gelagerten Bildungstheorie sprechen können. Hierfür bietet sich zunächst an, das jeweilige Menschenbild miteinander zu vergleichen.

TZI und Humanistische Psychologie

Die grundlegenden Axiome der TZI beziehen sich auf die Ehrfurcht vor allem Lebendigen und die Entwicklungsfähigkeit von Menschen. In beidem ist die TZI ein klarer Vertreter der Grundannahmen der Humanistischen Psychologie. Wenn ich dabei von „Axiome“ spreche, dann meine ich, dass diese Grundannahmen gesetzt und nicht weiter abgeleitet werden. Während die Theologie ihr Menschenbild letztlich in der biblischen Gottesvorstellung festmacht und festmachen muss, ist es für die TZI als ein pädagogisches Modell der Gruppenarbeit völlig ausreichend, solche Axiome zu setzen. Wir sollten besser nicht in den Fehler verfallen, der TZI eine religiöse Grundstruktur anzudenken.²⁰ TZI denkt über den Menschen und seine Entwicklungsfähigkeit nach und dies scheint mir die wesentliche Ebene zu sein, auf der ein grundlegender Vergleich zwischen Theologie und TZI durchzuführen ist. Eine Erlösungslehre ist TZI nicht.

Psychoanalytische Grundannahmen

Für die TZI sind trotz aller selbständigen Entwicklung doch die Annahmen der Psychoanalyse grundlegend.²¹ Das führt zunächst einmal zu einem sehr realistischen Menschenbild, welches den Menschen weder verklärt noch verdammt. Grundannahmen wie „Wo Es war soll Ich werden“ und „Wir sind nicht Herr im eigenen Haus“ sollten in der TZI ebenso gelten wie in der Psychoanalyse.²² Der Mensch hat die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln. Aber dieses Tor zum Paradies wird ihm nicht einfach geschenkt, sondern er muss dafür unter Umständen hart arbeiten. Und es kann gut sein, dass die Rahmenbedingungen eine Entfaltung weitgehend verhindern. Dahinter steht aber auch eine große Wertschätzung des Menschen in seinem jeweiligen Personsein. Es liegt ein Sinn in jeder Äußerung menschlichen Lebens, auch wenn es noch so chaotisch erscheinen mag. Denn auch darin sind sich Psychoanalyse und TZI einig, dass jeder einzelne Mensch nicht nur unendlich wertvoll, sondern Würde besitzt, die es zu achten gilt.

Biblisches Menschenbild und TZI

Werfen wir nun einen Blick auf das biblische Menschenbild. Hier gilt der Mensch als Teil der von Gott gewirkten Schöpfung. Dabei ist es für das biblische Schöpfungsverständnis wesentlich, dass die Dinge nicht einfach an sich existieren, sondern dass Gott seine Schöpfung sinn-

voll geschaffen hat. So ist es auch hier nicht einfach das Chaos einer beziehungslosen Mannigfaltigkeit, in welches Gott den Menschen stellt, sondern Gott ordnet das Chaos. Er gibt den geschaffenen Dingen einen Namen und gründet damit zugleich Beziehungen, setzt die Dinge zueinander in ein Verhältnis (Gen 1). Das gilt natürlich auch für den Menschen, der in Psalm 8 im Angesicht des gewaltigen Sternenhimmels als Winzling erscheint, und für den in biblischer Sicht doch zugleich gilt, dass der Mensch nicht nur Zufallsprodukt einer chemisch günstigen Evolution ist. Die Besonderheit des Menschen hängt damit zusammen, dass der Mensch in einer besonders nahen Beziehung zu Gott steht: Gott gedenkt seiner, nimmt sich des Menschen an. Im Psalm heißt es darum weiter: „mit Ehre und Hoheit kröntest du ihn“ (Ps 8, 6). Diese Zuwendung Gottes ist es, aus der heraus die Bibel den Menschen versteht und beschreibt, und die ihm Würde verleiht. Ein Verständnis des Menschen „an sich“ – losgelöst von aller Bezüglichkeit – ist der Bibel dagegen völlig fremd. Der Mensch ist Teil der Schöpfung und darum von Gott gewollt und auf Gott hin geordnet. In diesem Sinne ist er dann sogar „Kind Gottes“ (1 Joh 3,1).

Auch in der TZI wird die Person als ein soziales Wesen gedacht. Matthias Kroeger hat darauf hingewiesen, dass sich die soziale Bezogenheit des Menschen in der TZI insbesondere am Ort des „Themas“ zur Geltung bringt.²³ TZI denkt den Menschen so, dass er erst auf dem Umweg einer Auseinandersetzung mit der Welt, erst in der Hingabe an eine Sache sich transzendiert und so zu sich selber finden kann. Das hat natürlich Anklänge an Hegelsche und auch an Marxsche Kategorien. Dabei ist wesentlich, dass der Mensch in der TZI nicht einfach heranreift, sondern für seine Entwicklung sozialen Kontakt im Sinne von sozialer Anregung braucht – ein Grundgedanke übrigens auch der Entwicklungspsychologie von Jean Piaget. In der Gruppenarbeit kommt dies zum Ausdruck durch die Balance zwischen Ich, Wir und Es. Was hier auf der Ebene des Mikrokosmos einer Gruppe eingeübt wird, gilt im großen auch für die Gestaltung eines ganzen menschlichen Lebens: Der Prozess menschlicher Entwicklung kommt nur dann konstruktiv voran, wenn er sich weder bloß an den anderen noch bloß an sich selbst orientiert.

Dies wiederum stimmt ebenfalls mit dem biblischen Verständnis vom Menschen überein. Als Geschöpf ist der Mensch notwendig auf Beziehungen hin angelegt. Gott schafft den Menschen nicht als Einzelwesen, sondern es wird ausdrücklich gesagt, dass er zum Leben „eine Hilfe brauche“ (Gen 2, 18), die um ihn sei. Gott setzt den Menschen mitten in die Welt hinein, in Gen 2 ist das der Gar-

ten Eden, und überträgt ihm die Pflege dieses Gartens. So lebt der Mensch in biblischen Vorstellungen mitten in der Schöpfung und ist mit ihr ausgerichtet auf seinen Schöpfer.

Wenn der Mensch eine dieser grundlegenden Beziehungsdimensionen – zur Natur, zu den Menschen, zu Gott – abbricht, zerstört er ein wesentliches Stück seiner eigenen Existenz und bedroht damit letztlich sich selbst. Deshalb ist dem Menschen ein Gesetz gegeben, damit er diese ihn tragenden Beziehungen beachtet und nicht vergisst (Dtn 30,11 ff.). Und auch das Evangelium ist im Kern nichts anderes als die Geschichte von dem Bemühen Gottes, im Ruf nach der Umkehr den Menschen wieder an die für ihn notwendigen Beziehungen zu erinnern (Mk 1,15).

An dieser Stelle zeigt sich dann aber auch die realistische Sicht der Bibel vom Menschen. So gut es gemeint war, es geht doch ein Bruch durch alle menschliche Existenz hindurch. Menschliches Handeln scheitert auch, es tun sich Abgründe auf, die der Mensch aus eigener Kraft nicht einfach schließen kann und die ihn verzweifeln lassen. Menschliches Handeln ist gefährdetes Handeln. Der Mensch erlöst sich nicht aus eigenem Tun.

In der TZI ist es die Gruppe bzw. die Verbindung zur Welt, die neue Entwicklungsmöglichkeiten schafft, die im Verborgenen schlummern. Da kann die Theologie bestimmt ein Stück weit mitgehen, wird aber zugleich deutlich daran festhalten, dass ein gut durchlaufener Gruppenprozess zwar hilfreich sein kann, nie und nimmer aber – übrigens wie alle Bildungsarbeit – theologisch überhöht werden darf im Sinne von ganzheitlichen Erlösungsvorstellungen. Theologisch gesehen bleibt auch die TZI-Arbeit wie alle menschliche Arbeit Stückwerk, ist es doch aus der Sicht der Theologie allein die Gottesbeziehung, die den Menschen heilt und aus der heraus heilsame Hilfe geschehen kann. Hier finde ich in der Theologie das notwendig vorausgesetzte Grundvertrauen für alle Bildungsarbeit klarer und deutlicher formuliert.

Die Kirchen bringen ihre Bildungsangebote auf vielfältige Weise ein. Sie tun dies auf der Grundlage des christlichen Glaubens an den dreieinigen Gott, aus dem sich ihr Menschenbild und ihre ethische Orientierung ergibt. Es gehört zu den befreienden Erfahrungen des Lebens, dass dieser Glaube in den eigenen Krisen trägt und neue Perspektiven für das eigene Leben eröffnet. Die TZI kann dabei für kirchliche Bildungsarbeit ein glänzender Partner sein, weil sie hilft, kirchliches Handeln als gemeinsamen Prozess konstruktiv zu gestalten. Und einen solchen Partner können die Kirchen gegenwärtig gut gebrauchen.

Anmerkungen

- ¹ Vortrag anlässlich des Symposiums der Landesstelle für Evangelische Erwachsenenbildung in Baden „Wir sind alle Beitragende“ am 15.10.05 in Rastatt
- ² Stollberg, Dietrich: Seelsorge durch die Gruppe. Göttingen 1971.
- ³ Luther, Henning: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992.
- ⁴ Grözinger, Albrecht: Praktische Theologie als Kunst der Wahrnehmung. Gütersloh 1995.
- ⁵ Vgl. hierzu die Auseinandersetzungen Trutz Rendtorffs mit der Theologie Karl Barths: Rendtorff, Trutz: Theologie in der Moderne. Über Religion im Prozess der Aufklärung. Gütersloh 1991.
- ⁶ Isolde Karle: Pfarrberuf als Profession. Gütersloh 1991.
- ⁷ Wolfgang Steck: Praktische Theologie, Stuttgart 2000.
- ⁸ Henning Luther: Religion und Alltag, Stuttgart 1992
- ⁹ a. a. O., 13.
- ¹⁰ Luther, Martin: Tractatus de libertate christiana. 1520 (WA 7,49). Deutsche Fassung in Horst Beintker: Martin Luther. Die reformatorischen Grundschriften in vier Bänden, Bd. 4, München 1983.
- ¹¹ Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Göttingen 81979.
- ¹² Wolfgang Huber: Kirche, München 1988.
- ¹³ Christof Bäumler: Kommunikative Gemeindepraxis, München 1984.

- ¹⁴ Kristian Fechtner: Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung. Gütersloh 2003.
- ¹⁵ Engelhardt, Klaus u. a. (Hg.): Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 1997.
- ¹⁶ Fischer, Aloys: Der Lehrer als pädagogischer Berufstyp. In: Kreitmair, Karl (Hrsg.): Aloys Fischer. Leben und Werk. Bd. 5/6. München 1957, S. 303–330, hier: 320.
- ¹⁷ Brück, Horst: Die Angst des Lehrers vor seinem Schüler. Reinbek 1978.
- ¹⁸ a. a. O., S. 10.
- ¹⁹ a. a. O., S. 305.
- ²⁰ Vgl. Matthias Kroeger: Anthropologische Grundannahme der Themenzentrierten Interaktion, in: Cornelia Löhmer / Rüdiger Standhardt (Hrsg.): TZI. Pädagogisch-therapeutische Gruppenarbeit nach Ruth C. Cohn. Stuttgart ffl1995, 93–124.
- ²¹ Ich folge hier Angelika Rubner: Psychoanalyse und Themenzentrierte Interaktion. In: Themenzentrierte Interaktion 13, 1999, Heft 3, S. 61–81.
- ²² Stollberg, Dietrich: Wo viel Licht ist, ist viel Schatten. Zum Begriff des Schattens in der TZI. In: Löhmer/Standhardt a. a. O., S. 207–217.
- ²³ Matthias Kroeger: Anthropologische Grundannahme der Themenzentrierten Interaktion, in: Cornelia Löhmer/Rüdiger Standhardt (Hrsg.): TZI. Pädagogisch-therapeutische Gruppenarbeit nach Ruth C. Cohn. Stuttgart ffl1995, 93–124.

Tatjana Botzat: Gender Trainings und Fortbildungen zu Gender Mainstreaming – Lernverhalten und Lernwiderstände

Einleitung

Gender Trainings und Einführungen, sowie Fortbildungen zu Gender Mainstreaming (im Folgenden GM) werden in den letzten Jahren vielerorts und in vielen Variationen angeboten: dieser Eindruck ergibt sich aus den zahlreich erschienenen Publikationen, oftmals Erfahrungsberichten, wie aus der Anzahl der zu dem Thema durchgeführten Veranstaltungen und aus der Beobachtung der Angebotsstruktur „auf dem Markt“.¹ Darunter werden sowohl Langzeitfortbildungen für MultiplikatorInnen, die als FortbildnerInnen auf diesem Gebiet arbeiten wollen, als auch die Veranstaltungen subsumiert, die Wissen und Instrumente zur Einführung von GM in den diversen Organisationen vermitteln.

Diese Vermittlung von Genderkompetenz, kurz und bündig definiert als „Genderwissen, Können und Handeln“ (BMFSF 2002, S. 36 ff.) hat sich offensichtlich als weiterer thematischer Schwerpunkt auf dem Weiterbildungsmarkt neben der allgemeinen und der beruflichen Bildung etabliert. In der Erwachsenenbildung wird die Vermittlung von Genderkompetenz als Querschnittsaufgabe noch nicht an hervorragender Stelle diskutiert. Diese Diskussion führen eher die an dem Prozess Beteiligten, die TrainerInnen und FortbildnerInnen, die in den Organisationen (Verwaltungen, Betrieben, Weiterbil-

dungsinstitutionen, Gewerkschaften etc.) Veranstaltungen zur Implementierung von GM durchführen. Die fehlende Anbindung hat zur Folge, dass die Konzepte der Fortbildungen nur selten im Kontext der Erwachsenenbildung diskutiert, also auch dort auftauchende Probleme wie z. B. Widerstände, nicht unter dem Aspekt der Erwachsenenbildung, d. h. im Kontext von Lernzugang und Lernwiderstand betrachtet werden.

In diesem Aufsatz wird der Versuch unternommen, genau diese Aspekte näher auszuleuchten. Die hierin aufgestellte These lautet: **Nicht bearbeitete Widerstände in den Fortbildungen können zur Folge haben, dass das wichtige Konzept des Gender Mainstreaming in der Umsetzung torpediert oder unterlaufen wird, die Implementierung also nicht nachhaltig gelingt.** Die von den TeilnehmerInnen angenommene Einführung bzw. Fortbildung entscheidet mit, ob dem Prozess innerhalb der Organisation Erfolg beschieden ist oder nicht. Neben dem Implementierungsverfahren oder den Instrumenten sollte man ihm die entsprechende Aufmerksamkeit widmen.

Das Konzept des Gender Mainstreaming

Das vermehrte Angebot von Veranstaltungen zu GM ist ein Ergebnis veränderter Richtlinien auf Bundes- und Landesebene: Die Zuschussvergabe im sozialen und Bil-